

# Im bunten Kaukasus

Die Illustratorin Kat Menschik hat die Reihe ihrer „Lieblingsbücher“ um eine Hommage an die Natur in ihrem Lieblingsreiseland erweitert.

Nach einem Raubüberfall soll der Polizeichef von Mestia, dem Hauptort der sagenhaften Region Swanetien, mit einer Ikone über die Dörfer gezoogen sein, auf die er die Bewohner ihre Unschuld schwören ließ. In Zeiten, da der Tourismus im nordwestlichen Georgien mit Macht Einzug hält und längst erste Skigebiete entstanden sind, gehören derlei kriminalistische Methoden wohl für immer der Vergangenheit an – ebenso wie Gebirgsflecken, in denen Zucker in der Apotheke verkauft wird, Ochsen am Dreschbrett die Hauptstraße blockieren und die Dorfhunde noch „echt böse“ sind. Gleichwohl hat Kat Menschik hier ihr Paradies gefunden: 2017 – damals war Georgien Gastland der Frankfurter Buchmesse, und sie illustrierte Tilman Spreckelsens Nacherzählung des georgischen Nationalepos „Der Held im Pardell“ – war sie erstmals nach Tiflis gereist. 2019 kehrte sie mit Freunden zurück und entdeckte den „hohen Kaukasus“, das wilde Swanetien – in ihren staunenden Augen ein großer Gebirgsarten mit hüfthohen Blumenfeldern, türkisgrünen Bergseen und schneebedeckten Fünftausendern.

Die Eindrücke, die Pracht sollten zwischen Buchdeckel. Und da Kat Menschik für die bei Galiani erscheinende Reihe „Lieblingsbücher“ vom Verlagsleiter Wolfgang Hörner Carte Blanche hat, (zwei Bände erscheinen pro Jahr), können nun auch wir Couch-Potatoes durch den wilden Kaukasus reisen. Menschik, die sonst mit Feder und Tusche arbeitet und dann am Computer koloriert, hat zum ersten Mal gemalt, Acryl auf Karton. Mehr als ein Jahr hielt sie die Farbgewitter der hochalpinen Flora auf großformatigen Pappen fest, von der Kaukasus-Anemone bis zu Knabenkraut und Breitglocken-Schachblume. Im Kopf hatte sie Farbtafeln aus alten Lexika oder Schulwandkarten, in ihrer schwarzen Umrandung und der Beschriftung in Jugendstil-Typographie lassen die ganzseitigen Illustrationen aber auch an historische Touristik-Reklameplakate aus den Schweizer Alpen denken. Dazu gibt es, quer übers Buch verstreut, an die fünfzig vignettenartige Zeichnungen.

„Durch den wilden Kaukasus“ ist ein Gemeinschaftsprojekt im besten Sinn; die Texte des Bandes wählen die Reisegruppe Menschik – die wäht, welche Fügung, fast komplett aus Angehörigen der Buchbranche zusammensetzte – gemeinsam aus. Der längste stammt aus dem 1901 in Leipzig erschienenen Großwerk „Aus den



Schönheit wie gemalt – und das ist sie auch: eines der Bilder, die Kat Menschik nach ihrer Reise durch den Kaukasus anfertigte. Abbildung aus dem besprochenen Band

Hochregionen des Kaukasus“ des Forschungsreisenden und Bergsteigers Gottfried Merzbacher (1843 bis 1926). Die Galiani-Reklame adelt diesen Alpinisten, der vor 140 Jahren ins unberührte Swanetien vorstieß, zu einem der „großartigsten frühen Nature-Writer deutscher Zunge“. Merzbachers Einblicke in die Ethnologie der Region sind allerdings nicht durchweg gut gealtert und lesen sich stellenweise wie ein Gerhard-Polt-Sketch: „Der angenehmste Zug im Wesen des Swaneten ist seine Neigung zur Heiterkeit, wie man dies übrigens bei den meisten Naturvölkern wahrnehmen kann.“ Ob bei der Zer-

störung eines swanetischen Dorfes im Zuge einer russischen „Strafexpedition“, die Merzbacher ein paar Halbsätze später erwähnt, ausgiebig gescherzt wurde, verschweigt uns der schreibende Kletterer.



**Kat Menschik (Hrsg.): „Durch den wilden Kaukasus“. Geschichten über das georgische Traumland Swanetien.** Galiani Verlag, Berlin 2021. 127 S., Abb., geb., 22,- €.

# Das Private muss nicht identitätspolitisch sein

Ein anderes Ende als die Termination: Louise Erdrichs Roman „Der Nachtwächter“ erzählt indianische Geschichte

Der Anfang kündigt gleich vom vorgesehenen Ende: „Am 1. August 1953 verabschiedete der Kongress der Vereinigten Staaten die House Concurrent Resolution 108, mit welcher Verträge zwischen souveränen Nationen, gültig, solange das Gras wächst und die Flüsse fließen“, für nichtig erklärt wurden. Der Beschluss sah vor, langfristige sämtliche indianische Nationen aufzulösen, zu „terminieren“, und für fünf Stämme, darunter der Turtle Mountain Band of Chippewa, sollte dies mit sofortiger Wirkung geschehen.“ Mit dieser Vorbemerkung eröffnet Louise Erdrich ihren aktuellen Roman – ihr siebzehnter und kürzlich mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet –, der sich den historischen Verwicklungen um das genannte Gesetz widmet. „Termination“ lautet bis heute der Fachbegriff für jene Epoche amerikanischer Indianerpolitik. „Der Nachtwächter“ setzt alles daran, das Ende, das damit so bürokratisch wie brutal verfügt werden sollte, zu entkräften und stattdessen zu erzählen, dass und wie indianische Geschichte weitergeht.

Dazu verfährt er mit bemerkenswerter Ruhe und Gelassenheit, ausgerichtet auf die Alltagsrituale einer durchmischten Dorfgemeinschaft, die in einem Reservat in North Dakota lebt und sich, so gut es eben geht, mit den Entwicklungen der Nachkriegszeit arrangiert. Die eigene Sprache, das Ojibwemowin, ist längst mit Englischem durchsetzt oder, wie es an einer Stelle heißt, „gesalzen“; die Religion hat sich mit allerhand Katholisch-Christlichem verbunden und kommt neuerdings durch missionierende Mormonen unter Druck; bei einer Beerdigung, als für den Toden das Grabhaus zu bereiten ist, stellt sich die Frage, ob man dazu Teerpappe statt Birkenrinde nehmen darf und wie genau die Traditionen überhaupt noch zu befolgen sind; statt Perlenstickereien anzufertigen, arbeiten die Frauen mittlerweile in der Lagersteinfabrik und ernähren durch den dort erworbenen Lohn ihre Familien. So ändern sich die Zeiten.

Erdrich nimmt sich reichlich Raum, dieses soziale Geflecht auszubreiten und

geduldig den verschlungenen Fäden der Geschichten und Protagonisten nachzugehen. In meist sehr kurzen, häufig szenisch angelegten Abschnitten bietet sie uns wechselnde, doch immer starke Zugänge zu einer Lebenswelt, die auch ihre eigene oder jedenfalls der ihrer Familie gewesen ist. Der Roman gründet im Erbe ihres Großvaters mütterlicherseits, Patrick Gourneau, der als Stammesratsvorsitzender lange Jahre mutig für indigene Rechte gekämpft hat und 1954, im Geburtsjahr der Autorin, tatsächlich erreichten konnte, dass die Terminationspolitik, die Hunderttausende assimilierten und heimatlos machen sollte, ausgesetzt wurde (bevor sie in den Siebzigerjahren offiziell endete). In der Nachtwächter-Figur des Thomas Wazhask, benannt nach der Bismarrratte, die im Mythos der Chippewa die Neuschöpfung der Erde unternimmt, setzt seine Enkelin ihm nun ein eindrucksvolles Denkmal.

Alles Heroische bleibt ihm (und uns) jedoch zum Glück erspart. Wazhask ist ein Wächter, der, von Müdigkeit fortwährend überwältigt, die langen Nachtstunden in der Fabrik stets nur mit Mühe durchsteht und in der Dunkelheit von Geistern und Gesichtern bedrängt wird. Hellwack und entschlossen wird er erst, als er von dem Gesetzesvorhaben im fernen Washington erfährt und fortan alles unternimmt, den Widerstand dagegen zu formieren und eine Allianz zu schmieden, die ihn schließlich sogar bis ins Capitol bringt. Doch diesem großen und dramatischen politischen Geschehen gilt im Roman weit weniger Aufmerksamkeit, als man erwarten sollte. Fast scheint es, als würden die Höhepunkte dieses Handlungsstrangs, von der Autorin auf der Basis historischer Protokolle nachgestaltet, eher pflichtgemäß eingeschoben. Ihr Hauptinteresse gilt ganz gewöhnlichen Verrichtungen oder Verirrungen einer Vielzahl von Figuren, deren Schicksale uns in Gesine Schröders subtiler Übersetzung allesamt erstaunlich nahekommen.

Prominent darunter ist Patrice, Wazhask's Nichte, eine junge Frau, die gerade ins Erwachsenenleben aufbricht, doch

dazu erst einmal die Geister des Vergangenen bannen muss. Ihr Freundeskreis hat sie missbraucht, ihr Vater ist dem Alkohol verfallen und ihre Schwester in der großen Stadt verschollen: Daher fährt Patrice nach Minneapolis, um dort die Spurensuche aufzunehmen, findet statt der Schwester aber bloß ein Baby, das sie mit nach Hause bringt. Nur mit größtem Glück und Mut kann sie sich überdies aus den Fängen des Zuhältergangs lösen, dem die Schwester einst zum Opfer fiel und der auch sie bereits umklammert hielt. Die Kapitel dieser Reise, fokussiert auf einen abgründigen Schurken mit hinreißend öligem Charme, bieten die mit Abstand spannendsten Passagen. Doch auch dieser Handlungsstrang verliert sich bald schon wieder und gibt anderen Entwicklungen Raum.

Offenbar hat die Autorin kaum Interesse an den gängigen Verfahren von Spannungsaufbau und Dramatik, mit Wendepunkten und Enthüllungen und einem wuchtigen Finale, zu dem alles sich auf



**Louise Erdrich: „Der Nachtwächter“. Roman.** Aus dem Amerikanischen von Gesine Schröder. Aufbau, Berlin 2021. 490 S., geb., 24,- €.

wundersame Weise fügt. Wer Erdrich kennt, weiß ja auch längst, dass sie am liebsten episodisch erzählt. Nach einem eher ungereimten dystopischen Roman vor zwei Jahren, „Der Gott am Ende der Straße“, kehrt sie jetzt auf das Erzählterrain zurück, wo sie ihre Kunst besonders einprägsam entfalten kann. Anders aber als „Solange du lebst“ (2009), ihrem vielleicht stärksten Buch, das ebenfalls in North Dakota spielt und eine unverwundene Vergangenheit erkundet, kreist „Der Nachtwächter“ nicht um ein zentrales Ereignis, sondern bietet uns ein breites Patchwork dar, das der vielstimmigen Alltagswelt von

Nicht jeder weiß, dass Russland im neunzehnten Jahrhundert sukzessive das ganze georgische Territorium annektierte und die heutigen Spannungen nicht ohne die damals geschlagenen Wunden zu verstehen sind – ein einordnendes Nachwort hätte hier gutgetan.

Spannend liest sich Merzbachers Bericht vom nach einundzwanzig Stunden erfolglos abgebrochenen Bezwingungsversuch des 4700 Meter hohen Ushbas (zu Deutsch „Der Schreckliche“). Der Berg machte seinem Namen offenbar alle Ehre: „Die Stufen waren von dem inzwischen gefallenen Schnee und Graupel so gefüllt, dass man sie nur finden konnte, wenn man, an die eingeschlagene Axt sich klammernd, mit der Fußspitze am Eishang tastete. An dem Halt der Axt allein hing das Leben. „Bua, steh‘ fest“, rief Kehrer dem Unterweger zu, und nie war solche Mahnung mehr am Platze...“ Erst 1903 wurde der Südgipfel des Ushbas, der damals als einer der schwierigsten der Welt galt, erstmals bestiegen. Die Innsbrucker Bergpionierin Cenzi von Ficker (1878 bis 1956) war damals mit von der Partie, musste aber auf den Gipfel verzichten, um zwei verletzte Kameraden zu bergen. Der swanetische Fürst Dadeschkeliani war vom Schneid des „Ushba-Mädels“ so beeindruckt, dass er ihr formell den ganzen Berg vermachte – die Schenkungsurkunde, im Buch von Menschik gezeichnet, liegt heute im Alpenmuseum in München.

Was den Band reizvoll macht, ist sein Ausgriff in die Gegenwart: Die Autorin, Übersetzerin und Kulturjournalistin Anna Kordsaia-Samadashvili (geboren 1968) steuert eine exklusive Kurzgeschichte bei, die von Fabelwesen der swanetischen Märchenwelt bewohnt ist – Wechselbälger gibt es hier ebenso wie Kwawroli, den Kieselwerfer, oder die unheimlichen Saschscharabi („Angstmacher“). Viel aktuelles Kolorit bieten die „Geschichten, auf einem Mehlsack geschrieben“ aus der Feder des in Tiflis lebenden Schriftstellers und Bergführers Abo Iaschaghawili (geboren 1977), der notiert, was ihm im Sommer 2020 bei seinen Wanderungen durch den Kaukasus zu Ohren kam. Im O-Ton hören wir etwa die Mutter des ersten Paragliders von Swanetien, die ihren Sohn („Der hängt am Himmel“) schlicht für verrückt hält. Wir erleben die Klage einer Witwe, deren Mann von einem per Anhalter mitgenommenen traumatisierten Afghanistan-Heimkehrer erschossen wurde – und werden Zeuge, wie der Wortschwall eines von den alten Sagen allzu begeisterten Verwaltungsangestellten von einem Kollegen gestoppt wird: „Erzähl doch auch mal von sowas: das ist ein Radiorekorder aus dem zwanzigsten Jahrhundert.“

Hier trifft uns tatsächlich der „Atem Swanetiens“, und die Lust, Richtung Kaukasus aufzubrechen, wird groß und größer. Ein Berg dort ist nach der unerschrockenen Cenzi von Ficker benannt, „Tsentsi Tau“. Gut möglich, dass es nach diesem Formelbuch im Coffee-Table-Book im Westen-stantenformat, leinengebunden, mit aufgeklebtem Schildchen und Silberfarbschnitt, irgendwann einen „Menschik Tau“ in Swanetien geben wird. NILS KAHLEFENDT

# Romanprovokation

Was Katharina Volckmers „Der Termin“ leistet

Aus literatursoziologischer Perspektive mag es interessant sein, dass Katharina Volckmers „Der Termin“ das Debüt einer zwar deutschsprachigen, doch auf Englisch schreibenden Autorin ist, welches nach beachtlicher Aufnahme in den britischen Feuilletons qua Übersetzung auf den deutschen Buchmarkt gefunden hat. Größere Bedeutung muss jedoch dem beigemessen werden, was auf dieser Wegstrecke verloren ging: der Untertitel. Dort, wo die britische Fassung das „The Appointment“ um den Zusatz „(or, The Story of a Cock)“, die amerikanische Fassung gar um „(or, The Story of a Jewish Cock)“ erweitert, steht in der deutschen Version nichts.

Untertitel aber sind Geheimnisverräter, und ihr Verschweigen wird – gerade in diesem Text – sprechend. Zum Vorschein kommt, was den Deutschen (vermeintlich) nicht gesagt werden kann und daher unübersetzbar bleiben muss. Folgt man dem Sermon der Erzählerin, dann betrifft dieses partikuläre teutonische Verschweigen den „Jewish Cock“, den jüdischen Phallus. Begehrt, weil ihm Macht zugeschrieben wird; gefürchtet und dämonisiert, weil er begehrt wird: – dies wäre die Hintergrundgleichung, die Volckmers Text durchzieht. Im deutschen Horizont entziffert sich diese Gleichung als Verbindung von Lust und Genozid sowie die Verdeckung beider im Reden über Schuld – ein Komplex, der durch Stichworte wie „Vergangenheitsbewältigung“ oder „breaking the silence“, die die britische Rezeption dieses Buchs beherrschten, kaum adäquat gefasst werden kann.

So gestaltet sich das, was mit der ersten Zeile nun hervorbricht, als eine Invektive gegen diese Unterschlagung, als Gegenmonolog. Gesprochen wird er von einer deutschen Frau Anfang dreißig, die nackt in der Londoner Praxis eines jüdischen Arztes liegt – wie sich herausstellt, handelt es sich um einen plastischen Chirurgen mit dem Spezialgebiet Geschlechtsumwandlung. Der „Termin“ platziert die Erzählerin auf einer Identitätsschwelle, deren Überqueren an Rechenhaft gebunden ist. Bekannt wird Scham (nicht Schuld), eine Scham, die an Körperlichkeit gebunden war, an körperliche Zurückweisungen und Freisetzung. Es ist ein Frauenkörper, der schon immer als abstoßend empfunden wurde und dessen Weiblichkeit dementsprechend nun abgestoßen werden muss, auch wenn das bedeutet, sich gegenüber den „Möglichkeiten der Gewalt“, die als „ein typisch männliches Spielzeug“ verstanden wird, zu öffnen. Ebenso aber ist es ein deutscher Körper, vom Masochismus unerlösbar. Schreit die Confessio der Patientin (im Wortsinne verstanden) zügig zur Fantasie, „mit Hitlers ureigener Reitgerte ausgepeitscht zu werden“, dann erfolgt im nächsten Schritt bereits die Offenlegung der transhistorischen Verflechtung: Die Deutschen, folgt man dieser Logik, brauchen den Faschismus in gleicher Weise wie ihre Erinnerungspolitik, nämlich als Forum masochistischer Komplizenschaft.

In Zeiten eines Geschichtsrevisionsnismus, der den Deutschen hämisch ihren „Katechismus“ vorhält, um sie im internationalen Volkssport der „Israelkritik“ zu beflügeln, klingen solche Engführungen nur allzu vertraut. Doch es handelt sich bei Volckmers „Termin“ eben nicht um einen Thesenroman, sondern um einen Bewusstseinsstrom, in dem Symptome und Diagnosen miteinander verschmelzen und genau jene Vulgarität erhalten, die ihnen angemessen ist: Denn der Fluchtpunkt dieses Textes

ist das körperliche Verlangen, das keine Utopien kennt. Sex, das sind Wunden und Waffen, Unterwerfung und Unterworfensein. Es gibt hier kein Glück, keine „wohlwollenden Triebe“, sondern nur gerechtfertigtes Unglück; keine Befreiung von Identitäten, sondern allenfalls Rollentausch, der hier in einer tatsächlich radikalen Formel ersprochen wird: „einer deutschen Frau einen jüdischen Schwanz“ geben.

Das ist die schärfste Wendung, die man der strukturellen Verwandtschaft von Patriarchatstheorie und Antisemitismus angehehen lassen kann. Der Redestrom spült sie kurz an die Oberfläche – um bald schon wieder in die trostlose Dialektik von körperloser Gegenwart und ungerichteter sexueller (bisweilen gar sodomistischer) Fantasie einzutauchen. Dem forcierten pornographischen Duktus und der Hitler-Obsession, der Verachtung gegenüber Eltern, Bekannten und Therapeuten, der tackerbewehrten Aggression gegenüber Bürokollegen korrespondiert auf der anderen Seite die Sprachlosigkeit eines Jungen, der „im Körper eines Mädchens feststeckt“. Sprachlos bleibt er gegenüber der Welt; ihre Nachrichten erreichen ihn nicht, weil „mein Körper hier nicht gemeint war, weil es meinen Körper nicht gab“.



**Katharina Volckmers: „Der Termin“. Roman.** Aus dem Englischen von Milena Adam. Kanon Verlag, Berlin 2021. 128 S., geb., 20,- €.

Körperfernung und Kommunikation werden auf diesen 124 Seiten eins: Der Monolog stellt nicht nur die einzig adäquate Erzählform einer solch unadressierbaren Existenz dar. Er ist auch die literarische Anverwandlung der Masturbation, der „einzige wahren Freiheit, die wir haben“, die „Der Termin“ ein ums andere Mal beschwört. Man weiß und spürt, was man hier liest – und man hält es gerade deswegen aus, weil dieses Buch sonst nichts einfördert, keine Gerechtigkeit, keine Sensibilität, kein Verständnis. Nichts ist weiter weg von diesem Text als die Naivität einer Vorstellung, der zufolge die Sprache das Bewusstsein formt oder formen soll. Dass es Volckmers nebenher gelingt, eine kleine, aber doch sehr plastische Liebesgeschichte zu erzählen, an deren Ende der erste und einzige Geliebte mit dem Gespenst einer Frau zurückbleibt, die sich gerade anschickt, ein Mann zu werden, ist nicht von Übel – gelangt die Erzählung doch gerade über die Schimäre der Zweisamkeit noch in die Untiefen ihrer Figur.

Bisweilen will dieses Debüt etwas zu viel. Stark ist es dort, wo es seine Erzählerin ihre Inferiorität ausspielen lässt; Schwächen zeigt es, wo es wider die eigene Logik Gesellschaftsdiskurse zu bündeln und abzuschildern versucht. Das Ich dieses Textes findet seine Wahrheit in der asozialen Kraft, die aller Literatur innewohnt. Hier formt sie sich zu einer ungeheuren Rohheit, die man schwerlich mit Genuss zu sich nehmen kann, ja: deren Diktion mitunter schwer erträglich ist. Das darf und muss sie aber auch sein, ist es diesem Text doch nicht um Glück zu tun, sondern um ein Überleben. Am Ende steht die Einsicht, dass sich hier gegen alle Wahrscheinlichkeit zwei Zerstörte gefunden haben. Nicht die Lust bindet sie, sondern ihre Heillosigkeit. „Wir sind einander die Stünden“, wird die Patientin am Ende ihrem Arzt bekennen. PHILIPP THEISOHN

# Alles bricht bei Flut

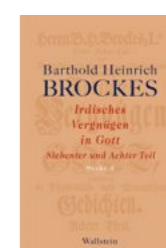
Allzeitthema: Brockes bedichtet Überschwemmungen

Der Hamburger Ratsherr Barthold Heinrich Brockes hat sich längst vom Verdacht bloß schöpfungsharmonisierender Naturlyrik befreit. Die expandierende Forschung zu seinen oft überraschenden und witzigen Gedichten wurde in den letzten Jahren entscheidend durch eine große Gesamtausgabe befördert, die Jürgen Rathje mit unendlicher Akribie und Ausdauer vorantreibt. Jetzt ist der vorletzte Teil des neubändigen Hauptwerkes „Irisches Vergnügen in Gott“ erschienen, in dem alle Bereiche der Natur, oft mit dem Mikroskop oder Fernrohr in der Hand, lyrisch durchdrungen werden.

Im siebenten Teil (ursprünglich erschienen 1743) dieser enzyklopädischen Weltanschauung stößt man sogleich auf das höchst aktuelle Katastrophengedicht „Die schreckliche Gewalt des Wassers“. Eingeleitet von Sturmversen aus Vergils „Georgica“ betrachtet Brockes darin die ungeheure Zerstörungsmacht flüssiger Elementargewalten. Was in den Bergen mit Schnee und Regen klein beginnt, entläßt sich talwärts mit „fremdem Sausen“ und „erzürntem Brausen“, „alles sinket, stürzt, bricht“, das Wasser

reißt riesige Steine, Dammstücke, Stämme, Herden und selbst halbe Zimmer, ganze Dächer und Häuser mit sich fort. Weiter unten hat sich die gesamte Landschaft in eine endlose Wasserfläche verwandelt.

Auch wenn Brockes dem Gedanken einer Theozee, also der Rechtfertigung Gottes im Zeichen des Unglücks, eng verbunden ist, fällt ihm dieser Anblick schwer. Sollen das Gottes „Ruthen“ sein? Bedarf es wirklich solcher Mittel, um an des „Schöpfers Macht und Weisheit“ zu erinnern? Einer Antwort auf so heikle Fragen entzieht er sich geschickt durch lyrische Zitiere von Psalm 18, in dem von Gottes Zorn und Schnauben mit entsprechenden Wetterfolgen berichtet wird. kos



**Barthold Heinrich Brockes: „Irisches Vergnügen in Gott“. Siebenter und Achter Teil. Werke, Band 5.** Hrsg. von Jürgen Rathje. Wallstein Verlag, Göttingen 2021. 954 S., geb., 98,- €.